

Botschaft der Hoffnung

Holocaust-Überlebende Margot Friedlander liest auf Einladung des Kuratoriums

VON RALF BITTNER

■ Herford. „Guten Abend, ich bin Margot Friedlander“, lautet die bescheidene Begrüßung an das Publikum der Gedenkveranstaltung zum Gedenktage der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. Schon mit dem ersten Satz nimmt sie die Zuhörer gefangen, denn für die 1922 in Berlin geborene Jüdin, die Untergrund und das KZ Theresienstadt überlebte, ist die Tatsache des bloßen Überlebens alles Andere als eine Selbstverständlichkeit.

Mit klarer Stimme, den Blick meistens auf die Seiten des Buches gerichtet, gelegentlich zu den Zuhörern im MARTa-Forum aufsehend, liest sie aus ihrem Buch „Versuche, dein Leben zu machen“. Ihr Vortrag setzt am 20. Januar 1943 ein, jenem Tag, als der Bruder verhaftet wird und die Mutter Auguste Bendheim beschließt, ihm zur Deportation nicht allein ertragen muss. Ihrer damals 21 Jahre alten Tochter Margot Bendheim hinterlässt sie etwas Schmuck, ein Notizbuch mit Kontakten – die Familie war kurz davor, die geplante Flucht zu versuchen – und den Ratschlag „Versuche, dein Leben zu machen“, der zum Titel des 2008 erschienenen Buches wird.

„Sie sind gekommen“, sagt die Nachbarin, die die Verhaftung mit angesehen hat. Mehr Worte braucht es nicht, um die Situation zu erklären. Margot beschließt den Judenstern abzunehmen und unterzutauchen. Sie lässt sich die schwarzen Haare rot färben, um nicht als Jüdin erkannt zu werden. Erste Station im Untergrund ist die Woh-

nung von Anna, einer Schweizer Christin. „Das ist kein richtiges Leben, es ist ein Zwischenleben“, wird sie mehr als 60 Jahre später über diese Zeit schreiben. Gespräche habe es kaum gegeben, eigene Erlebnisse und damit Gesprächsstoff habe sie nicht gehabt, ihre Erinnerungen habe sie mit niemandem teilen wollen. Möglichst wenig von sich Preis zu geben, sei oberstes Gebot im Untergrund gewesen. Denn was man nicht wusste, konnte im Falle einer Verhaftung nicht verraten werden, und: „Jeder Abschied war ein Abschied für immer.“

Dreimal übersteht sie mit Glück und Geistesgegenwart Begegnungen mit der Gestapo ohne Verhaftung. Jüdische Gestapo-Helfer sind es schließlich, die sie nach einer Nacht im Luftschutzbunker ohne Papiere antreffen und verhaften. Das ist im April 1944, 15 Monate hat sie bis dahin im Untergrund überlebt.

Es folgt die Deportation ins Konzentrationslager Theresienstadt, wo die jüdischen Insassen unter Aufsicht der SS arbeiten

müssen. Das „Vorzeige-KZ“, das beispielsweise dem Roten Kreuz vorgeführt wird, sei ihr vorgekommen, wie ein groß angelegtes Experiment, mit dem herausgefunden werden sollte, wie viel ein Mensch aushalten könne. Auch wenn immer die Furcht da gewesen sei, dass mit dem sich abzeichnenden Kriegsende die Gefahr wachse, Lager und Insassen könnten noch liquidiert werden, sei den Insas-

»Ich glaube an Menschen«

sen der wahre Umfang der deutschen Vernichtungsmaschinerie nicht klar gewesen: „Wir konnten uns einfach nicht vorstellen, dass ein Kulturvolk zu einem Verbrechen wie der Vernichtung des europäischen Judentums fähig sein könnte.“ So sei ihr erst am 20. April 1945, als in Theresienstadt ein Zug mit ausgemergelten, zum Teil während des Transports gestorbenen Gefangenen aus Auschwitz

eingetroffen sei, habe sie verstanden, dass sie Mutter und Bruder niemals wiedersehen würde.

Nach der Befreiung ging sie mit ihrem Mann Adolf, den sie in Theresienstadt kennen gelernt hatte, in die USA: „Er konnte in Deutschland nicht mehr leben.“ Jahrzehntlang sprachen sie nur miteinander über das Erlebte, erst nach dem Tod ihres Mannes habe sie begonnen, ihre Erinnerungen aufzuschreiben. Allmählich habe sie sich Deutschland wieder angenähert, lebt inzwischen wieder in Berlin. Einen besonderen Groll hege sie nicht gegen die Deutschen, denn schließlich hätten ihr immer wieder Deutsche geholfen und versucht sie vor der Verhaftung zu retten; dass es nicht gelungen sei, sei nicht ihre Schuld. „Wir sind alle Menschen“, sagt sie. „Ich glaube an Menschen und daran, dass sie grundsätzlich gut sind“, lautet ihre Botschaft, die sie aus der von Menschen gemachten Hölle mitbringt. Und das ist nicht nur eine Mahnung, sondern eine Botschaft der Hoffnung.



Im Gespräch: Jutta Heckmanns (r.), Vorsitzende des Kuratoriums Erinnern, Forschen und Gedenken, und die Zeitzeugin.



„Ja, das ist die Kette“: Margot Friedlander liest im MARTa aus ihrem Buch „Versuche, dein Leben zu machen“, um den Hals trägt sie die Bernsteinkette ihrer ermordeten Mutter.

FOTOS: RALF BITTNER